

Nachdruck verboten.

Im Schatten.

Novelle von Annie Bod in Berlin.

(Schluß.)

Nun, und Du magst ihn nicht?" scherzte meine Großmutter, indem sie meinen Kopf mit beiden Händen emporhob, um mir in die Augen zu sehen. — Ach, ob ich ihn liebte!

Von diesem Tage an trug ich meinen Kopf noch einmal so hoch als zuvor. Ich kam mir gehoben vor durch seine Liebe. Es ist wirklich wahr: die Liebe eines guten Mannes adelt eine Frau in aller Augen, namentlich aber in ihren eigenen! Das erste, was mein Hochgefühl ein klein wenig dämpfte, war ein Gespräch zwischen der Köchin und dem Hausmädchen, das ich durch Zufall anhörte.

„Das hätte ich doch nicht geglaubt, daß unser Fräulein Theresie einen so hübschen Mann kriegt,“ sagte die eine.

„Na,“ meinte die andere, „am Ende war es ihr Glück, daß Fräulein Dora nicht zu Hause war, sonst hätte der junge Herr sich doch sicher in die verliebt!“

Diese Worte brachten mich ein wenig zum Bewußtsein meiner Unbedeutendheit zurück, und ich konnte nicht umhin, einmal mit Kuno davon zu sprechen.

„Nicht wahr, Kuno,“ sagte ich, „es ist schade, daß ich nicht schöner bin?“ Er sah mich ganz erstaunt an. „Warum denn, Kind?“ „Warum?“ Ich mußte es selber kaum zu sagen. Vermochte er mich denn inniger zu lieben, selbst wenn ich schöner gewesen wäre?

„Kun,“ antwortete ich heiter, „es ist wahr, wir können ja auch nicht alle schön sein! Und wenn man eine so schöne Schwester hat, wie ich, so muß man sich's damit genügen lassen, nicht?“

„Ist Dora denn wirklich so schön?“ fragte er. „Sie muß doch noch ein halbes Kind sein!“

„Ach nein!“ — entgegnete ich, „ich nenne sie zwar stets mein Kind, aber vergiß nicht, daß sie nur drei Jahre jünger als ich und fast sieben Jahre älter ist. Komm, ich muß Dir ihr neuestes Bild zeigen!“ Und ich legte ihm sämtliche Photographien Dora's vor, die ich besaß, fast mit dem gleichen Stolz, als wäre sie wirklich mein Kind, und er bewunderte sie gebührend, aber meiner mütterlichen Eitelkeit immer noch nicht enthusiastisch genug. „Warte nur!“ sagte ich, „in drei Tagen ist sie hier, dann wirst Du sie sehen, und ich bin überzeugt, daß Du noch nie ein schöneres Mädchen geahnt hast! Bewundere sie nur nicht gar zu sehr,“ fügte ich scherzend hinzu. Ich konnte jetzt wirklich darüber scherzen, — über dieselbe Sache, die mich in meiner Kindheit zahllose Thränen gekostet hatte! Ich war ja jetzt so zufrieden, so glücklich! Er liebte mich! Was konnte ich noch mehr verlangen? Ihm war ich schön genug! Was kümmerte mich dann die ganze übrige Welt? — Welch herrliche Pläne für unser zukünftiges Leben entwarfen wir, wenn wir Arm in Arm die schattigen Laubgänge des Parks durchstreifen, auf dem kleinen See ruderten oder die ersten Waldblumen pflückten! — Der freudigste Moment in meinem glücklichen Brautstande war Dora's süßelnder Glückwunschbrief gewesen. Sie wußte sich gar nicht zu fassen vor Freude und Bewunderung! In einem Athem nannte sie mich das verzauberte Dornröschen, das Prinz Kuno aus dem Schlafe geküßt hatte, oder die im Schlafe besangene Grünhilde, von Siegfried, dem Helden, wach geküßt, während sie ahnungslos auf ihrem Felsen schlummerte. Und dann machte sie noch mehr solche bilderreiche Vergleiche; sie freute sich kindisch darauf, einen Schwager zu bekommen, und daß es gerade der „große, alte Kuno“ sei, wäre gar zu reizend, — er, der immer schon ihr großer Bruder gewesen! Auch Kuno freute sich darauf, das nun erwachsene Mädchen kennen zu lernen; sie war erst zehn Jahre gewesen, als er uns verließ, und in seinem Gedächtnisse lebte nur das Kind Dora.

Endlich war der Tag da, der sie zu uns brachte. O, wie freute ich mich darauf! Wie ungestüm klopfte mein Herz, als ich auf der Freitreppe vor dem Hause stand und an Kuno's Seite der Ankunft der geliebten kleinen Schwester entgegen sah. Wie reich kam ich mir vor! Solch ein Geliebter, eine solche Schwester! Noch wenige Tage, und auch Papa würde zu Hause eintreffen. Ich bezweifle, daß es auf dem ganzen Erdball ein Mädchen gab, das glücklicher war als ich, die unschöne Theresie, in diesen Tagen!

Da, eine mächtige Staubwolke, — ein Gefäß und Gerumpel von Kägern auf der Chaussee, dann ein Knirschen auf dem Kieswege des Parks, und schon kam auch der Wagen in Sicht. Mit einem Ruck ließ Franz, der alte Kutscher, die beiden Brauen um das Blumen-Kondel vor dem Hause herum-schwenken, — der Wagen hielt, und Dora sprang heraus und hüpfte sich jubelnd in meine Arme.

Sie achtete nicht Kuno's, nicht der Großmutter. „Alte, liebe Nesi,“ rief sie halb lachend, halb weinend, „was machst Du für Geschichten! Kaum hat Dein Kind den Rücken gewendet, da läßt Du auch schon mir nichts, Dir nichts die Ritter in Dein Schloß einziehen! Glück, tausendfaches Glück wünsche ich Dir!“ — Und ich hielt sie fest in meinen Armen, glücklich, sie nach so langer Zeit wiederzusehen. Ueber ein halbes Jahr hatten wir einander nicht gesehen.

„Laß Dich doch ansehen, Liebling!“ sagte ich und hielt sie mit beiden Händen von mir ab, um sie besser betrachten zu können, „und hier ist Kuno! Kennst Du ihn nicht mehr? Er wartet darauf, Dich zu begrüßen!“ Und voll Zuversicht blickte ich nach Kuno hinüber, mich im Voraus schon freudig auf den Gindrud, den die reizende Erscheinung auf ihn machen würde. Damit konnte ich nun allerdings zufriedener sein. Wie geblendet stand er einen Augenblick da und starrte sie an, — dann trat er vor, und unwillkürlich sich angezogen dieser liebhaftesten Schönheit tief verniegender, bot er ihr die Hand und sagte: „Willkommen daheim, schöne Schwägerin!“

Dora lachte, daß man ihre schelmischen Grübelchen sah und sagte: „Auch ich heiße Sie willkommen! Ich freue mich unendlich

darauf, einen Schwager zu haben, und doppelt, weil es mein alter Freund und Spielgefährte ist! Wollen Sie mein Bruder sein für alle Zeit?“

Und sie reichte ihm die kleine Hand hin, von der sie, während sie sprach, den Handschuh abgestreift hatte; er ergriff sie mit seinen beiden Händen und sagte: „Ob ich will? Mit tausend Freuden, wenn Sie es gestatten!“ Sie blickte bei diesen Worten zu ihm auf, und einen Moment standen sie so da, Auge in Auge; dann entzog Dora ihm ihre Hand, ich aber rief lachend aus: „Das ‚Sie‘ aber verbitte ich mir! Wo bleibt das geschwisterliche ‚Du‘? Zum Besten der neuen Brüderlichkeit gebt Euch gleich einen Kuß!“

Sie gehorchten schweigend. Dora reichte Kuno ihre Wange hin, die dieser flüchtig mit den Lippen berührte. Wir erschienen der Kuß für einen geschwisterlichen ein wenig kühl, aber ich sagte nichts und gab mich zufrieden. Dora umarmte die Großmutter und lief dann ins Haus hinein. „Nun, habe ich Dir zu viel gesagt?“ flüsterte ich Kuno rasch zu, „ist sie nicht geradezu entzündend?“ „In der That, ein reizendes Mädchen!“ sagte er. „Diese kleine Dora! Sie hat sich wundervoll entwickelt!“ Nun war meine mütterliche Eitelkeit befriedigt, und ich folgte rasch Dora, die ich schon oben in ihrem Zimmer fand, athemlos, mit glühenden Wangen in einem Sessel liegend. Unverändert liebevoll und zärtlich war sie zu mir, nur viel schweigsamer, als sonst, und drängte mich förmlich, sie allein zu lassen und zu meinem Bräutigam hinunterzugehen. „Liebchen! Ihn habe ich ja alle Tage,“ rief ich übermüthig, „und Dich nicht! Und ich habe Dich so lange entbehren müssen!“ Ich war so glücklich, daß ich mir schon gestatten durfte, übermüthig zu sein, vielleicht zum ersten Mal in meinem Leben. Wenige Tage später kam Papa an, und nun war mein Glück vollkommen. Die Hochzeit wurde in allem Ernste besprochen, und aller Wünsche stimmten darin überein, sie so bald wie möglich zu feiern. Kuno und ich wünschten ja natürlich nichts feierlicher, als baldmöglichst vereint zu sein, und Papa hatte schon wieder eine größere Reise nach Kleinasien im Sinne, die er im Frühherbst antreten wollte. Die reinste Harmonie herrschte in unserem Kreise. Wie ein Donnerstschlag traf es mich daher, als Dora plötzlich erklärte, wieder nach der Stadt zurück zu kehren. Sie wollte ihre Gesangs-Studien nicht auf so lange Zeit unterbrechen, auch kamen täglich Briefe von Tante Clara, die darüber jammerte und klagte, daß ihr Liebling so lange fortbliebe — u. s. w.

„Zu Eurer Hochzeit komme ich natürlich wieder, Nesi!“ sagte Dora, mich umschlingend.

„Das möchte ich mir auch ausbitten!“ entgegnete ich halb scherzend, halb traurig, „sonst ging es auch nicht. Wie sollte ich einen so wichtigen Schritt thun, ohne daß mein Liebling da wäre, um mir Glück zu wünschen?“

Dora war ein wenig bleich, anstatt hier draußen in der gesunden Landluft aufzuleben, schien sie matt und trübe zu werden. Ich glaubte schon, daß sie am Ende Heimweh nach irgend jemand in der Stadt hätte. Sie war zwar noch sehr jung, aber dafür doch nicht mehr zu jung! Ich versuchte, sie sanft auszufragen. „Nicht wahr, mein Kind, ich würde es doch erfahren, wenn Dein Herz schon gesprochen hätte? Mich würdest Du doch ins Vertrauen ziehen?“

„Ja, Nesi!“ sagte sie einfach und blickte mich mit ihren wunderbaren Augen so eigenthümlich, halb sinnend, halb traurig an.

„Es ist nichts, wirklich nichts!“ Ruch Dir nur gar keine Gedanken, liebe Schwester!“ fügte sie rasch hinzu. „Aber ich möchte zurück zur Tante. Ich habe mich nun seit Monaten an ein bewegteres Leben gewöhnt, als das untrübe hier ist, und Du hast ja auch jetzt vollaus zu thun, sodas Dir gar keine Zeit bleiben wird, um mich zu vermissen. Acht Tage vor der Hochzeit bin ich wieder hier.“

Und da half kein Widerspruch. Was Dora sich einmal in den Kopf gefestigt hatte, mußte geschehen. War ihr denn auch je im Leben ein Wunsch verlagert worden? Papa selbst begleitete sie nach der Residenz zurück und brachte von dort allerlei Ueberraschungen mit zu unserer Hochzeit.

Dora hatte recht; ich hatte in der That vollaus zu thun. Freilich, vermissen that ich sie ja immer, aber die Tage verflohen so rasch, jagten einander förmlich vorbei. Die Hochzeit stand nun schon so nahe bevor! Nur noch vier Wochen, und ich war Kuno's Frau! O, welche Seligkeit erfüllte mich, wenn ich daran dachte! Aus der Residenz kamen Kisten und Kisten mit Kleidern, Hüten, Mänteln und allem möglichen Schönen. Das mußte alles probirt, besesehen und bewundert werden, was viel Zeit in Anspruch nahm. Jede Minute, die ich fern von Kuno verbrachte, schien mir verloren. Er hatte auch viel zu thun. Einen ganzen Flügel seines großen Hauses ließ er neu in Stand setzen, das gab Arbeit die Menge! — Ich war glücklich! Wie ich eigentlich dazu kam, mein Glück als etwas so Sicheres, so Selbstverständliches hinzunehmen, ich, die doch von Klein auf nicht gewöhnt gewesen war an allwüthig Sonnenchein, ist mir heute, wo ich meine Geschichte niederschreibe, eigentlich ein Räthsel. Diese Sicherheit konnte eben nur aus meiner übergroßen Liebe für Kuno entspringen. Es wäre mir so wenig eingefallen, an der Beständigkeit meines Glückes zu zweifeln, wie an Kuno selbst.

Nach zwei Tage fehlten zur Hochzeit, da standen wir wiederum auf der Freitreppe vor dem Hause und erwarteten die kleine Ausreißerin Dora. Papa war nach der Bahn gefahren, sie abzuholen. Ich stand neben Kuno. Ich weiß es noch genau; als ob es heute passirt wäre, so deutlich sehe ich die ganze Situation vor mir. Ich lehnte an der Balustrade, die über und über mit grünem Gerant bewachsen war, und bog die Köpfe ein wenig auseinander, um besser sehen zu können; da vernahm ich auch schon das Rollen von Kägern.

„Sie kommt!“ rief ich freudig und blickte zu Kuno empor. Aber der Ausdruck seines Gesichtes erschreckte mich fast. Wie aus Granit gemeißelt, so versteinert waren seine Züge, und als hätte diese Erstarrung, fuhr er sich rasch zwei-, dreimal mit der Rechten über das Gesicht, das trotzdem seine todtähnliche Erstarrung beibehielt; die andere Hand hing, zur Faust geballt, herab.

„Kuno, bist Du krank?“ rief ich ganz entsetzt aus. Er sah mich an, so traurig, daß es mir ins Herz schnitt, und sagte: „Nein, nein! — Warum denn?“

Dann eilte er rasch die Stufen hinunter und öffnete den Schlag des Wagens, der soeben hielt, und dem Dora liebreizender als je entstieg.

Ich konnte es mir damals noch nicht erklären, warum mein Auge so scharf auf ihr und ihm ruhte, aber es interessirte mich plötzlich alles, auch das kleinste Detail. Es war mir, als presse Kuno die kleine Hand Dora's fest, so fest, als sie sie beim Aussteigen einen Moment in die seine legte! Mir schien, als wäre der flüchtige Blick, den sie dabei wechselten, ein verständnisvoller, als hielt er ihre Hand länger als notwendig in der seinen. Es schien mir, — ach! wurde ich wahnsinnig? Meine Schwester, mein Kind, — und mein Bräutigam, — in zwei Tagen mein Gatte!? Um Gotteswillen, war ich so nervös, daß ich am hellen, lichten Tage Gespenster sah? — Dennoch konnte ich nicht umhin, Dora sowohl als Kuno den ganzen Tag zu beobachten; aber ich schalt mich selbst deshalb. Grundlos Eiferhader hatte mich erfasst, so sehr liebte ich ihn! Sie sprachen wenig miteinander, wie überhaupt zur Conversation sich kaum Gelegenheit bot, so beschäftigt war jeder einzelne mit dieser und jener Vorbereitung zu dem festlichen Tage.

Es war der letzte Tag meines Mädchenlebens. „Ist es denn möglich?“ dachte ich. „Kommt das Glück wirklich nun zu mir? Mein Guter, mein Schöner, mein über alles Geliebter wird morgen schon mein Gatte!“ — Früh schon war ich auf. Es duldete mich nicht im Bette. Ich trat an das Fenster. Welch ein herrlicher Sommertag! Wie lustig zwitscherten die Vögel! Wie strahlte die Sonne! Wie prangten die Rosen in üppiger Fülle! Wie schön, wie herrlich, wie reich war doch die Welt! Und in dieser reichen Welt die Reichste von allen — ich! — Dora's Wesen war ganz sonderbar an diesem Tage! Bald flog sie mir sümmisch an den Hals, mich fast erstickend mit ihren Liebesküssen, bald wieder wich sie mir schein, fast ängstlich aus. — „Gott sei Dank, daß die Geschichte endlich morgen zu Ende ist!“ sagte sie ganz plötzlich einmal, und als sie meinen erstaunt fragenden Blick bemerkte, fügte sie rasch hinzu: „Die Erwartung solch eines aufregenden Tages macht einen ganz nervös!“

Am Nachmittag zog sie sich in ein Zimmer des Erdgeschosses zurück, in dem ganze Körbe voll duftender Rosen standen; sie wollte Kränze winden, wie sie sagte. Ich wurde von Großmutter gerufen. Mein Brautkleid war angekommen, und ich sollte es anprobiren.

Ein heiliger und zugleich jüher Schauer durchrieselte mich, als ich das schneeige Kleid anzog und, gleichsam zur vollständigen Probe, mir auch den langen, duftigen Schleier befestigen ließ. Vom Fenster aus konnte ich Kuno sehen, wie er in dem schattigen Laubgange des Parks sinnend, mit auf dem Rücken verhängenen Händen und auf den Boden gefestetem Blick einher schritt. Mit Stolz blickte ich ihm nach, mit Stolz ließ ich die weiche, schimmernde Seide meines Kleides durch die Finger gleiten. Thränen traten in meine Augen, Thränen des Glücks und der Dankbarkeit. O, — wie wollte ich alles thun, was in meinen Kräften stand, um ihn glücklich zu machen! Morgen, morgen! — Ich legte das festliche Gewand wieder ab, schlüpfte wieder in mein einfaches Kleid hinein und ging heiter, und doch feierlich gestimmt, die Treppe hinunter ins Freie. Aber ich fand weder Kuno noch Dora im Park. „Sie wollte ja Kränze winden, die Kleine!“ sagte ich zu mir und richtete meine Schritte nach der offenstehenden Glasthür des Zimmers, in dem ich Dora vermutete. Die Vorhänge waren heruntergelassen; ich faßte mit der einen Hand einen ihrer Ripfel, um einzutreten, — ach mein Gott! Warum fuhr nicht in dem Augenblicke ein zündender Blitz hernieder auf mein Haupt? Besser wäre es für mich gewesen, todt niederszufallen, als das zu sehen! Aber nein! Beim Schicksal giebt es kein Erbarmen, — sonst hätte es mich wenigstens mitleidig mit Blindheit geschlagen! — Mitten im Zimmer saß Dora auf einem niedrigen Sessel, neben ihr stand ein großer Korb, bis an den Rand angefüllt mit dunkelrothen Rosen, von denen eine Menge auch am Boden um sie her verstreut lag; aber zum ersten Mal in meinem Leben blieben meine Blicke nicht auf dem reizenden Anblick haften, den Dora bot, sondern voll Entsetzen sah ich — Kuno auf den Knien vor ihr! Beide Arme hatte er um ihre schlanke Gestalt gelegt, während ihre Hände seinen Hals umklammert hielten und Thränen aus ihren dunkeln Augen herniederrieselten. Wie betäubt ließ ich den schon erhobenen Ripfel des Vorhangs wieder fallen, taumelte zurück und presste beide Hände auf den Mund, um einen verzweiflungsvollen Aufschrei zu ersticken.

Ich sah nichts mehr; aber ich hörte, — ach, ich hörte! Jeder Nerv in mir schien gespannt auf das, was ich vernehmen würde. Ich hätte mich nicht von der Stelle zu rühren vermocht, nicht, wenn ich gewußt hätte, daß der nächste Augenblick mir den Tod bringen würde! — Ich mußte hören, was sie sprachen! Und ich hörte alles, jedes Wort, obwohl ich jeden Augenblick glaubte, umsinken zu müssen. „Dora, Dora, Dora!“ flüsterte Kuno. Ich mußte mich erst fragen, ob das auch seine Stimme war! Diese verschleierte, halb erstirnte Leidenschaft in jedem Ton! Ach! hatte er jemals zu mir so gesprochen? Nein! — „Dora, ich liebe Dich!“ flüsterte er, „ich liebe Dich! Seit dem Moment, da ich Dich zuerst erblickt, hat sich diese glühende Liebe, diese wahnsinnige Leidenschaft in mein Herz gestohlen! O, wärst Du doch nicht gekommen! Hätte ich Dich doch nie wieder gesehen! Nun ist mein Frieden hin auf ewig!“ Ein lautes Aufschluchzen Dora's unterbrach ihn. — „Und meiner!“ stammelte sie. „Kuno, ich habe es ja versucht, Dich zu fliehen, ich wollte Dich nicht wiedersehen, denn mir ist es eben so ergangen wie Dir! Ich liebe Dich, seit ich Dich kenne! O mein Gott, wäre ich doch nicht gekommen, wäre ich doch fern von hier geblieben!“

„Was hätte es genügt, Dora?“ unterbrach er sie, und mein Herz mußte ihm recht geben. „Ueber lang oder kurz wären wir uns doch begegnet, und der Kampf wäre ganz der gleiche gewesen! — Sage lieber: warum mußten wir uns jetzt erst begegnen? Uns beide hat das Schicksal einmal

Nachdruck verboten.

Eheliches Güterrecht.

Eine juristische Plauderei von Emma Behring in Köln.

Bei der großen Anteilnahme, welche die Verathungen über den Entwurf zu einem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch auch bei der Frauenwelt erweckt haben, dürfte Nachstehendes ein gewisses Interesse besitzen:

Vor mehreren Jahren heirathete in Köln eine meiner Freundinnen, ein hübsches junges Mädchen, einen höheren Beamten. Die junge Frau brachte ein Vermögen von etwa hunderttausend Mark in Werthpapieren mit in die Ehe; ihr Gatte dagegen war mittellos und hatte nur sein sicheres Einkommen, das mit Hinzunahme der Zinsen des Frauenvermögens zur Bestreitung des Haushaltes gut ausreichte. Die Ehe blieb kinderlos und war leider nur von kurzer Dauer; denn schon nach anderthalb Jahren entriß ein plötzlicher Tod der jungen Frau den geliebten Gatten. Ein Testament war nicht vorhanden. „Aber wozu auch?“ wird da mancher fragen; „die Sache war doch ganz einfach: der verstorbene Ehemann war mittellos gewesen, Kinder waren keine da, das von der Frau eingebrachte Vermögen fiel also an diese zurück!“ So selbstverständlich dieses klingt, so wenig entspricht es den Thatsachen. Da ein Ehevertrag nicht abgeschlossen worden war, so hatten die Ehegatten nach dem in Köln herrschenden französischen Rechte in gesetzlicher Gütergemeinschaft gelebt. Das ganze von der Frau eingebrachte Vermögen war also das gemeinschaftliche Eigenthum der beiden Ehegatten geworden. Durch den Tod des Ehemannes, der kein Testament hinterlassen hatte, fiel daher nur die eine Hälfte des von der Frau eingebrachten Vermögens an diese zurück. Die andere Hälfte aber erhielten Seitenverwandte des Verstorbenen, die diesen persönlich nie näher getreten waren, und denen jetzt plötzlich eine Erbschaft in den Schoß fiel, an die sie niemals auch nur im entferntesten gedacht hatten. Denn eine weitere, Latein völlig unverständliche Eigenthümlichkeit des französischen Rechtes ist die, daß mangels eines Testaments der entfernteste Seitenverwandte die Frau von dem Nachlasse ihres verstorbenen Mannes ausschließt. „Welche Ungerechtigkeit!“ wird da mancher und namentlich „manche“ erstaunt ausrufen; denn wir Frauen wissen noch leider gar zu wenig von dem, was das Gesetz über uns selbst und unsere Habe verfügt. Es ist wahrlich nöthig, daß auch wir Frauen einmal einen Blick ins Gesetzbuch werfen; die Fälle, in denen eine Frau durch Unerfahrenheit und Unkenntniß des Gesetzes in der Ehe um ihr Vermögen gekommen ist, sind leider weit häufiger, als man denkt. Wie oft ist es schon vorgekommen, daß das Vermögen, welches die Frau mit in die Ehe brachte, dazu dienen mußte, daß das Vermögen der Frau bei dem System der Gütergemeinschaft „dem Leichtsinn und der Mißverwaltung des Ehemannes preisgegeben ist“ (Motive, Band 4, S. 147). Das einzige Mittel aber, das die meisten Ehegattungen der Frau an die Hand geben, um sich gegen die Folgen der Mißverwaltung des Ehemannes zu schützen, ist das Recht, auf Gütersonderung anzutragen. Dieses Mittel gewährt der Frau aber nur einen sehr dürftigen Schutz; denn „abgesehen davon, daß die Anwendung desselben fast immer einen tiefen, und oft unheilbaren Riß in das sittliche Verhältniß der Ehegatten mit sich bringt, wird durch dasselbe in der großen Mehrzahl der Fälle dem Bedürfnisse nicht abgeholfen, da, — wenn die Voraussetzungen vorliegen, unter welchen die Anwendung jenes Mittels zulässig ist, — die Hälfte regelmäßig zu spät kommt.“ (Motive S. 148).

Ich habe in Vorstehendem namentlich auf das französische Güterrecht Bezug genommen, das für ungefähr ein Siebentel der Bewohner Deutschlands noch jetzt gültig ist; doch werden diese Ausführungen auch auf die große Mehrzahl der sonst in Deutschland herrschenden ehelichen Güterrechte zutreffend sein. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Güterrechte verbietet schon deren Menge; beläuft sich doch ihre Zahl nach den Motiven auf weit über hundert!

Diese Zeilen haben vor allem den Zweck, Eltern und Vormünder, denen das Wohl ihrer Töchter und Mündel am Herzen liegt, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr durch Gesetzesunkennntniß und durch mangelnde Schließung eines Ehevertrages gefehlt werden kann. Daß ein junges Mädchen vor der Hochzeit weder an einen Ehevertrag, noch an gesetzliche Gütergemeinschaft, noch daran denkt, was das Gesetz in Ermangelung eines Ehevertrages für das Vermögen der Ehegatten vorschreibt, finden wir nur natürlich. Umjomehr aber ist es die Pflicht von Eltern und Vormündern, für die Sicherung des Vermögens ihrer Pflegebefohlenen zu sorgen und, soweit erforderlich, auf Abschließung eines Ehevertrages hinzuwirken.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß in dem Entwurfe eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches das System der gesetzlichen Gütergemeinschaft aufgegeben und an dessen Stelle das System der sogenannten Verwaltungsgemeinschaft getreten ist, das der Frau das Eigenthum an dem von ihr eingebrachten Vermögen wahrt und die Verwaltungs-Befugnisse des Mannes in wesentlichen Punkten einschränkt.

Ich habe in Vorstehendem namentlich auf das französische Güterrecht Bezug genommen, das für ungefähr ein Siebentel der Bewohner Deutschlands noch jetzt gültig ist; doch werden diese Ausführungen auch auf die große Mehrzahl der sonst in Deutschland herrschenden ehelichen Güterrechte zutreffend sein. Ein näheres Eingehen auf die einzelnen Güterrechte verbietet schon deren Menge; beläuft sich doch ihre Zahl nach den Motiven auf weit über hundert!

Diese Zeilen haben vor allem den Zweck, Eltern und Vormünder, denen das Wohl ihrer Töchter und Mündel am Herzen liegt, darauf aufmerksam zu machen, wie sehr durch Gesetzesunkennntniß und durch mangelnde Schließung eines Ehevertrages gefehlt werden kann. Daß ein junges Mädchen vor der Hochzeit weder an einen Ehevertrag, noch an gesetzliche Gütergemeinschaft, noch daran denkt, was das Gesetz in Ermangelung eines Ehevertrages für das Vermögen der Ehegatten vorschreibt, finden wir nur natürlich. Umjomehr aber ist es die Pflicht von Eltern und Vormündern, für die Sicherung des Vermögens ihrer Pflegebefohlenen zu sorgen und, soweit erforderlich, auf Abschließung eines Ehevertrages hinzuwirken.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß in dem Entwurfe eines neuen bürgerlichen Gesetzbuches das System der gesetzlichen Gütergemeinschaft aufgegeben und an dessen Stelle das System der sogenannten Verwaltungsgemeinschaft getreten ist, das der Frau das Eigenthum an dem von ihr eingebrachten Vermögen wahrt und die Verwaltungs-Befugnisse des Mannes in wesentlichen Punkten einschränkt.

Die Unterhaltungs-Beilage zur „Illustrierten Frauen-Zeitung“ beginnt ihr neues Quartal mit der Veröffentlichung des spannenden Romans:

„Baronin Fifi“

von Mary Misch.

für einander bestimmt, konnte es uns dann nicht auch rechtzeitig zusammenführen? Und wäre es nicht noch viel schärfer gewesen, wenn wir uns erst geliebt und geliebt hätten — nachdem — wenn es zu spät —?“ Hier brach er ab, und ich mußte in meinem Herzen ihm wiederum recht geben. Ja, das wäre doch viel schlimmer und tröstlicher gewesen! Weiter hörte ich nichts, nur noch einen erstirnten Ausruf Dora's, als ob sie ihr Antlitz an seiner Brust beruhe, und dann raste ich, wie von Furien verfolgt, davon, die Treppe hinauf und in mein Zimmer, dessen Thür ich hinter mir abschloß.

Viele, viele Jahre sind seitdem verfloßen, aber noch heute, wenn ich daran zurückdenke, fühle ich das Zucken meines armen, zu Tode getroffenen Herzens: noch heute durchlebe ich dann von neuem diese qualvollste Stunde meines Lebens.

Als ich damals die Thüre verschloßen hatte, blieb ich einen Moment stehen und preßte den Kopf in beide Hände, als wollte ich ihn zermalmen. Auf demselben Fleck blieb ich stehen, denn ich hatte nicht Willenskraft genug, mich weiter fortzubewegen; mir war, als erstarrte das Blut in meinen Adern langsam zu Eis. Was hatte ich gesehen, was gehört, was hatte ich eben dort erlebt? Den Geliebten und die Schwester verloren, — beide zugleich. Als dieser Gedanke mir völlig klar ward, ergriff ein so furchtbares, schneidendes Weh mein Herz, daß ich mit dem lauten wilden Aufschrei eines todwunden Thieres zu Boden sank und Thränen weinte, — Thränen, wie man sie wohl kaum mehr als einmal im Leben weint! —

Aber als dieser Paroxysmus vorüber war, fühlte ich, wie allmählich eine Ruhe, eine fast gleichgültige Ruhe über mich kam; die Ruhe eines Menschen, der auf einen Schlag alles, was er besaß, verloren hat und nun nichts mehr fürchtet, weil er ja nichts mehr hat, was man ihm rauben kann.

Klar und mit vollem Bewußtsein nahm ich meine trostlose Lage in Augenschein. Hatte er mich überhaupt je geliebt? Ach ja! Ich mußte es wohl jedenfalls geglaubt haben, — bis — ja, bis er Dora sah! Und die Worte, die ich damals in der Gefindestube gehört, fielen mir wieder ein: „Es war ihr Glück, daß Kräulein Dora nicht zu Hause war, sonst hätte der junge Herr sich doch sicher in die verliebt.“

Ja, ja, so war es auch, so mußte es sein! Es war ja ganz natürlich; wer konnte sie sehen und nicht lieben?! — Und nun versuchte ich, mir die Situation auszumalen: wie alles sein würde, wenn ich kein Wort sagte, wenn ich zu vergessen suchte, was ich gehört und gesehen. Dann würde ich morgen Mittag an Kuno's Seite am Altar stehen in Brautkleid, Schleier und Kranz. Und hinter mir Dora als Brautjungfer! Mit mir würde man ihn trauen, — mit mir, die er nicht liebte, — und sie, die er liebte, mußte es stumm ertragen. — Und dann müßte er schwören, mich zu lieben, und würde in seinem Herzen doch wissen, daß es eine Lüge sei, und ich würde es wissen, und Dora wüßte es, — — — entsetzlich! Nein! — Es durfte nicht sein! — Ich wußte, was ich zu thun hatte: niemals durfte diese Hochzeit stattfinden! Kuno sollte frei sein. Meine Gedanken flogen zurück zu dem Tage, als unsere Mutter gestorben, — als wir an ihrem Bette gestanden und ich ihr gelobt hatte, jedes Unglück von Dora fern zu halten, wenn es in meinen Kräften stand. „Mutter, Mutter!“ röhnte ich im Uebermaß meines Schmerzes, „bist Du nun mit mir zufrieden? Sieh, ich halte meinen Schwur! Nein, Dein Liebbling soll durch meine Schuld nicht unglücklich werden!“ — „Gefahr!“ — „Inferlich wenigstens, — erhob ich mich, glättete mein Haar, wusch meine Augen und ordnete meinen Anzug. Dann ging ich hinunter. Ich ließ meinen Bräutigam zu mir bitten. Aber als ich dem geliebten Manne gegenüberstand, da verschwanden mir alle die wohl zurechtgesetzten Worte, die ich schon in Bereitschaft gehabt hatte, und ich hatte nur das einzige Gefühl: wäre ich doch vorher nicht in den Park gegangen! Hätte ich doch nichts gesehen und gehört! In Unwissenheit und Unschuld dürfte ich dann mein Glück hinnehmen und genießen, dürfte morgen sein Weib werden! Aber der zweite Gedanke verjagte den ersten sofort wieder. „Gut, Du wärest glücklich, sprach es in mir — und Dora, — und er?!“ — „Nein, nein!“ — So wie es gekommen war, war es am besten, das sah ich wohl ein! — Und nun vorwärts! — Ein kurzer, wenn auch herber Schmerz, und es ist vorüber!

Ich hatte mich einmal nur hineinverirrt in das Gebiet der Sonne und war hart genug dafür bestraft worden! Nun galt es, wieder umzukehren. Vorwärts! — Dennoch konnte ich nicht sprechen, als er mein seltsames Wesen, meine gerötheten Augen, die blaffen Wangen und das wie im Fieber Aufeinander schlagen meiner Zähne gewahr wurde. Erst als er mich umfassen wollte, als er sagte: „Therese, mein Kind, was fehlt Dir, bist Du krank?“ Erst da fand ich die Kraft, nach der ich suchte. Mit der zitternden Rechten zog ich den Ring vom Finger, den ich mit solcher Wärme getragen, meinen Verlobungsring, und reichte ihm denselben hin. „Nimm ihn zurück, ich bitte Dich!“ — sagte ich, und, als ich seine gänzliche Fassungslosigkeit bemerkte: „nimm ihn und gib mich frei, denn, Kuno, — ich kann Dein Weib nicht werden!“

„Du bist krank, Therese, Du redest irre! Vergiß Du, daß morgen unser Hochzeitstag ist?“

„Ich vergesse nichts!“ entgegnete ich fest, „aber unser Hochzeitstag ist nicht morgen, nicht übermorgen, — er wird nie sein, nie!“ Und von neuem reichte ich ihm den Ring; aber er starrte mich immer noch an, nahm den Ring nicht, und dieser fiel zwischen uns zu Boden.

„Therese, weißt Du, was Du sprichst?“ stammelte er endlich. „Ja, ich weiß es; ich weiß, daß ich Deine Frau nie, niemals werde!“ — „Und warum?“ Er war kreideweiß bei der Frage. „Erlasse mir die Antwort!“ — „In keinem Fall! Wenn man am Tage vor der Hochzeit sein Wort zurückzieht, so muß man für ein solches Benehmen doch einen stichhaltigen Grund haben!“

„Den habe ich!“ erwiderte ich und sah ihm fest ins Auge. „Ich will keinen Gatten haben, der mich nicht liebt, keinen Gatten, der ein anderes Mädchen liebt, und der, wenn er mich heirathete, mir sowohl wie jenem Mädchen gegenüber sich als Christos fühlen müßte!“ — „Nun sah er, daß ich alles wußte. Bis in die Lippen war er weiß geworden, aber meine Anklage hatte ihn nicht niedergeschmettert; hochauferichtet stand er mir gegenüber.“

„Ich frage Dich nicht, Therese,“ sagte er, „woher Du diese Kenntniß hast —“

„Durch Schicksals Fügung!“ unterbrach ich ihn rauh, und er beugte leicht den Kopf.

„Gut, nennen wir es Schicksal! Du hast das erfahren,

was niemals über meine Lippen hätte kommen dürfen, — aber für einen ehrlojen Betrüger darfst Du mich nicht halten. Als ich Dir sagte, daß ich Dich liebe, daß Du mich glücklich machen könntest, war es die reinste Wahrheit; später erst, nachdem wir schon verlobt waren, zog diese andere Leidenschaft in mein Herz ein, und ich konnte nicht, konnte sie nicht bannen!“ fügte er leiser hinzu. — Und von neuem krampfte sich mein Herz zusammen vor Eifersucht und dem brennenden Schmerz verjämmerter Liebe.

„Aber,“ stieß ich mühsam hervor, „war es dann nicht Deine Pflicht, sofort zu sprechen, die Wahrheit zu gestehen, mir alles zu sagen?“

„Dir?“

„Ja, mir; ich hätte Dich freigegeben! — Oder glaubst Du, ich möchte die lebende Scheidewand sein zwischen meiner Schwester und ihrem Glück?! Ich mache Dir keinen Vorwurf, daß Deine Gefühle diese Veränderung erlitten, — das mußte wahrscheinlich so sein, und Du konntest nichts dafür; daraus aber mache ich Dir einen Vorwurf, daß Du Dein Beständniß an der unrichtigen Stelle abgelegt hast. Du habtest mir Deine Liebe für Dora zu gestehen, von mir Dich zuerst zu befreien, bevor Du daran denken darfst, mit ihr zu sprechen, den Frieden ihrer Seele zu stören. So lange sie nicht wußte, daß Du sie liebtest, war sie vielleicht unglücklich, — jetzt aber ist sie es zehnfach, denn in mir muß sie das einzige Hinderniß für ihr Glück sehen! Der Gedanke kann sie nicht mehr verlassen, daß sie glücklich sein könnte, wenn ich nicht wäre!“

Er stand lange schweigend da; wir wagten es nicht, einander in die Augen zu blicken. Endlich war er es, der das Stillstehende brach: „Und was befehlst Du, daß geschehen soll?“

„Du mußt Deine Pflicht thun, unverzüglich!“ gab ich zur Antwort. „Du bist frei! Ich bin Deine Braut nicht mehr, — ich deutete auf den am Boden liegenden Ring, — „und Du wirst Dora heirathen!“

„Therese, Therese, Du weißt nicht, was Du sprichst,“ rief er aus, „mein Du das im Ernst?“

„Im vollsten Ernst! So werden doch wenigstens zwei Menschen glücklich! Und warum solltest Du nicht das Mädchen heirathen, das Du liebst, und das auch Dich liebt? — Ich würde Deine Frau doch niemals nach dem heutigen Tage, bleibst Du auch ewig unvermählt! Aber es ist Deine Pflicht, sie zu heirathen, nachdem Du ihr das Beständniß ihrer Liebe entlockt hast! — Und nun gehe, laß mich allein!“ Ich fühlte es, meine Selbstbeherrschung sang an zu weichen, er aber durfte meine Verzweiflung nicht sehen, er am wenigsten von allen. Er verbogte sich und wollte gehen, aber als er bereits an der Thür angelangt war, hielt ich ihn zurück. „Noch eines! Wir werden allen, Dora, — unserem Vater, — allen, allen sagen, daß wir noch im letzten Moment eingesehen, daß wir uns getäuscht haben, daß das, was wir für Liebe gehalten, doch nichts mehr war, als die Erinnerung an die zusammen verlebte Kindheit, an unsere langjährige Jugendfreundschaft. Ich werde es meinem Vater sagen, Du kannst es ihr mittheilen. Halte sie aber von mir fern! Ich möchte sie vorerst noch nicht sehen. Und vor allen Dingen: Schnell! Schnell! — Es muß alles rasch geschehen. — Vergiß nicht, daß alle Welt morgen noch die Hochzeit erwartet!“

Damit wandte ich mich ab. Kuno wollte auf mich zutreten, meine Hand ergreifen, aber voll Entsetzen wich ich zurück. „Was, was willst Du noch? Geh!“

„Kannst Du mir verzeihen, Therese?“

„Später vielleicht!“ stieß ich hervor, „jetzt geh, befreie mich von Deinem Anblick, — ich kann ihn nicht ertragen!“

Er ging, und es war die höchste Zeit, denn im nächsten Augenblick brach ich zusammen.

Unsere Erklärungen riefen natürlich die stärkste Aufregung hervor. Papa war hauptsächlich ungehalten, weil er geglaubt hatte, nun bald die ganze Sache erledigt zu sehen und wieder abreiten zu können.

„Ob Ihr Mädels wohl je wißt, was Ihr wollt!“ rief er ärgerlich aus, „und dieser Kuno auch! Es ist ein Skandal! Erst will er Dich, und dann fällt ihm auf einmal ein, daß er doch lieber die Dora will! Ich beneide wahrhaftig die Väter, die nur eine Tochter haben! Und Du, auf wen hast Du denn nun Dein Auge geworfen? Wer wird der nächste sein, ohne den Du nicht leben zu können glaubst?“

„Ich werde nie heirathen, Papa!“

Es mußte doch etwas in dem Ton meiner Stimme gelegen haben, was ihn befremdete, denn er blieb plötzlich vor mir stehen, nahm meinen Kopf zwischen seine Hände und sah mir tief in die Augen. „Nein, mein Kind!“ sagte er dann und zog mich an sein Herz. Weiter nichts! Aber ich fühlte, daß er mich verstanden hatte, und ich weinte mich in seinen Armen aus. Wir haben nie wieder darüber miteinander gesprochen, doch von dem Tage an lag etwas so rührend Liebedolles in seiner Sorgfalt um mich, daß es Balsam für mein krankes Herz ward.

Dora hat die volle Wahrheit nie erfahren. Zu der ersten Unterredung mit ihr wappnete ich mich mit meinem ganzen Muth, und es gelang wirklich, sie halbwegs davon zu überzeugen, daß ich Kuno nie mehr geliebt hätte, als einen Freund. Ach, und sie wollte ja so sehr gern überzeugt sein!

Vier Wochen später war Kuno's und Dora's Hochzeit. Die Trauung hatte zu Hause auf dem Gute stattgefunden, aber das junge Paar reiste gleich danach ab und sollte den Winter in der Residenz verbringen. Kuno hatte darauf bestanden und war damit ja glücklicherweise Dora's Neigungen entgegengekommen, obwohl sie jetzt, in ihrer neuen Glückseligkeit, auch mit der Einsamkeit des Landlebens vorlieb genommen hätte.

Aber es war so besser für uns alle! —

Ob Kuno wohl doch mitunter Gewissensbisse hat, wenn er an mich denkt, ich weiß es nicht! Jedenfalls ist mein Lieblich glücklich.

Sie mußte glücklich werden! Sie war ja ein Sonnenkind, die reizende Dora; — wie hätte sie je leben sollen, ohne die erwärmenden Strahlen der Sonne? Ich aber blieb im Schatten. Ich starb nicht daran, — ich wurde auch nicht einmal krank; ich war es ja von jeher so gewohnt gewesen.



Aus dem Leserkreise

Kostenlos auch im einzelnen unterlagert. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbshätigkeit der Frau.

Die weltliche Krankenpflege und „ärztliche Gehülfinnen“. — Abgesehen von der Meinung des großen Publicums, das dem Frauen-Studium noch immer gleichgültig, wenn nicht ablehnend gegenübersteht, verbietet sich das Univeritäts-Studium schon von selbst der großen Mehrzahl von Frauen, die weder über genügende Geistes- noch Körperkräfte verfügen, wie sie z. B. für den Beruf als Ärztin nöthig sind. Diesen eröffnet sich dafür ein weites Gebiet als Pflegerin und „Gehülfin des Arztes“, und namhafte Gelehrte, wie der berühmte Chirurg Prof. Albert in Wien, sprechen sich durchaus günstig für die Verwendung der Frau in diesem Amt aus. „Selbstverständlich müssen vorbereitende, theoretisch-praktische Unterrichts-Curse in den Elementen der Medicin, der Chirurgie und Gynäkologie stattfinden, sowie einige Kenntnisse der Physik, Chemie, Anatomie, Physiologie und Hygiene vorhanden sein. Die „Candidatinnen“ sind als Wärterinnen an den betreffenden Abtheilungen unserer Kliniken zu verwenden, sodas hierdurch auch die „Wärterinnen-Misere“ Abhilfe erlangen würde. Ich glaube auch, das sich in dem Rahmen eines „Assistentinnen-Berufes“ selbst eine gewisse specialistische Ausbildung in der Augen-, Ohren-, Kehlkopf- und Zahn-Heilkunde anstreben ließe.“ — So äußerte sich Professor Albert.

In mir regten diese Ausführungen Wünsche und Gedanken wieder lebhaft an, die mich seit Jahren beschäftigen, und denen ich in Nachstehendem Ausdruck geben möchte.

Unter uns Frauen giebt es der „geborenen Hausfrauen und Mütter“ eine große Anzahl, die diese vornehmste und edelste Lebensaufgabe des Weibes zu erfüllen wohl befähigt sind, die aber weder in eigener Häuslichkeit, noch im Freundes- und Verwandtenkreise, oder unter Fremden den Platz gefunden haben, den ihnen die Natur, ihrer Eigenart nach, vor allem bestimmte; diesen, und in erster Reihe den mittellosen unter ihnen, einen Weg zu befriedigender und zugleich lohnender Thätigkeit zu bahnen, soll der Zweck meiner Zeilen sein, und es wäre zu wünschen, das das Interesse derer, die mit Rath und That das Streben einzelner Frauen nach Selbstthätigkeit und Erwerb zu unterstützen vermögen, sich dem Gebiete der „weltlichen Krankenpflege“ zuwendete. Was wir von der Krankenpflege religiöser Vereine kennen (siehe die Nr. v. 15/2 96), verdient so allgemeine Hochachtung und Anerkennung, das nicht nur die Diakonissen oder „barmherzige Schwestern“ allein in der Krankenpflege Gelegenheit zur Bethätigung uneigennütziger Nächstenliebe, sondern auch „die Frau“ hier mit Erfolg ein Feld des erwerblichen Schaffens finden dürfte. Der „Dionisie-Verein“ in Ebersfeld und andere streben schon lange diesem Ziele nach, aber die Organisation eines „weltlichen, erwerblichen Vereins für Krankenpflege“ stößt auf Hindernisse, die zwar nicht unüberwindlich sind, wenn sich die Begüterten unter uns der Sache annehmen, die aber sonst jegliches Gelingen ausschließen; es fehlen die nöthigen Geldmittel. Die „freiwillige Krankenpflege der Schwesternschaften“ ist gewis lobenswerth, und fern sei es von mir, der Barmherzigkeit aus reiner Nächstenliebe Schranken setzen zu wollen, aber denken wir einmal nicht nur an die begüterten Berufsbedürftigen, von denen die Krankenpflege als am meisten „handesgemäß“ erwählt wird, auch nicht an die Kranken selbst, die gewis unter ihrer Pflege in den besten Händen sind, sondern denken wir in einer Zeit, wo die Nothwendigkeit, Erwerbsberufe für Frauen zu schaffen, von Tag zu Tag größer wird, vor allem und zuerst an die gesunden Darbenden! Nur ein zielbewusstes Zusammenwirken kann die große Noth der Zeit, den Erwerbsmangel unbemittelter gebildeter Frauen, heilen durch Schaffung eines Berufes, der nicht das Mark der Arbeitenden, ihre besten Kräfte aufzehrt, sondern der neben der Verforgung mit täglichem, wenn auch langsamem Brod doch wenigstens die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter bietet! Die „Schwesternschaften“ besitzen in ihren „Mutterhäusern“ eine feste Zustuchtsstätte, und ihre Mitglieder sind insofern „versorgt“, als ihnen außer theilweise gewählter Kleidung zwar nur geringes Taschengeld (monatlich 3 bis 7 M.), den Dienstunfähigen, Altersschwachen aber eine Pension gesichert wird und die Sorge für pflegebedürftige „Schwestern“ dem „Mutterhause“ bis zuletzt zufällt. Die Ursache, weshalb sich nur äußerst wenige Frauen und Mädchen dem Berufe der weltlichen Krankenpflegerin, der „Gehülfin des Arztes“, widmen, liegt zum großen Theil an der fehlenden Altersverforgung. Zwar ist bereits von einigen Vereinen der Anfang auch dazu gemacht (u. a. vom Victoria-Haus in Berlin), aber das allein reicht nicht aus. Eine Privatpflegerin kann, selbst bei einem täglichen Verdienste von durchschnittlich 5 bis 10 M. bei freier Station nicht so viel erbringen, um davon ein Kapital zu sammeln, dessen Renten sie im Alter vor Noth und Entbehrung schützen; den Wochen anstrengender Krankenpflege folgen andere der Erholung, der Arbeits- und Verdienstlosigkeit, vielleicht eigener Krankheit, in denen die alleinstehende „weltliche“ Pflegerin von dem Verdienste der vergangenen Wochen leben muß, — der Ausgaben für Kleidung und anderer Bedürfnisse gar nicht zu gedenken. Ihr fehlt eben das „Mutterhaus“ der „barmherzigen Schwester“, die Stätte der Zuflucht in Noth und Bedrängniß, die Heimat und somit auch das Gefühl des Geborgenseins für den Fall, das ihre Körperkräfte in dem schweren Berufe versagen. Ein Mutterhaus für weltliche Krankenpflegerinnen zu gründen, wäre demnach das erste, dies Mutterhaus in eine Pflegerinnen- oder ärztliche Gehülfinnen-Schule für interne und externe Schülertinnen unter Leitung tüchtiger Ärzte umzuwandeln, das zweite Bedürfnis, und diese würden in natürlicher Folge das dritte nach sich ziehen: die Schülertinnen der Krankenpflege später,

nach absolvirter Probezeit und bestandenen Examen, mit Arbeit in und außer dem Hause zu versorgen. Nun sind es ja scheinbar große Ansprüche, die an die Philanthropen unseres Jahrhunderts in diesen drei Nothwendigkeiten herantreten, aber es giebt der Reichen so viel und der Armen noch mehr! Der Verein wird sich selbst helfen, sobald er nur ins Leben gerufen ist, ja, mit der Zeit sich selbst erhalten 1) durch Zinsen von überwiesenen Kapital, 2) durch Unterrichtsgelder, die von Externen oder von bemittelten Pensionärinnen dem Fond zustießen müßten, und 3) durch Einnahmen aus dem Entgelt für geleistete Hülfe an Private. Die unbemittelten Pflegerinnen würden von dem Mutterhause freie Ausbildung, dann bestimmtes, mit den Jahren sich vergrößerndes Gehalt, endlich eine Altersrente empfangen aus dem „Fond“, also gewissermaßen aus ihren, nach bestimmter Tage regulirten Verdiensten, die, gleichfalls in bestimmter Höhe, dem Mutterhause zustießen müßten, damit dieses das Lehramt an neuen jungen, das Pflegeramt an arbeitsunfähigen alten Schülertinnen seinerseits weiter übernehmen und fortführen könnte. Lehrer für den theoretischen Unterricht würden sich für die Gehülfinnen-Schule in bewährten Ärzten finden lassen; an Hospitälern und Privatanstalten wäre Gelegenheit für praktische Thätigkeit zu finden und — Schülertinnen! — Wie viele Tausende, außer solchen, die die Krankenpflege als Lebensberuf erwählen, giebt es, z. B. Gutsbesitzer-, Prediger-Töchter und -Frauen und andere, deren Lebensstellung sie zu beruflichen „Pflegerinnen“ ihrer Untergebenen macht, und die nur sehnsüchtig des Momentes harren, wo sich eine „weltliche Schule für Krankenpflege“ ihrer Ausbildung annehme, damit sie bei plötzlichen Unglücksfällen oder in Krankheiten die erste Hülfe selbst zu leisten im Stande sind! Das Bedürfnis nach einer „Mutterhaus-Schule für ärztliche Gehülfinnen“ ist also vorhanden, — möge sie zum Heile der dazu Berufenen und der Kranken bald ins Leben treten! E. Schmidt.

Häusliche Kunst.

Behälter mit gemalten Blumen für Briefpapier. — Die Ausschmückung meines Zimmers, besonders des Schreibtisches, bereitet mir großes Vergnügen, zumal wenn es mir gelungen ist, irgend einen Gegenstand aufzufinden, der von der alltäglichen Form abweicht.



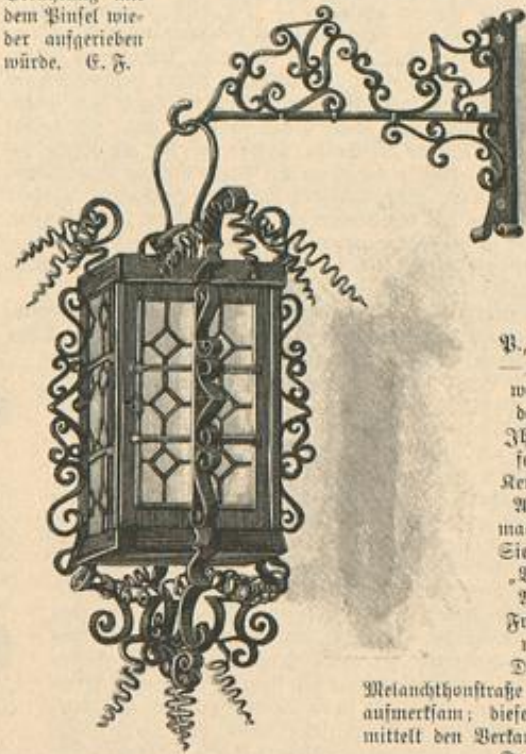
Behälter mit gemalten Blumen für Briefpapier.

Flache und etlige Kasten für Briefpapier hatte ich für Freunde und Bekannte so oft angefertigt, das mir ein Briefpapier-Behälter in Kastenform als etwas verlockend Neues erschien. Weiße dünne Holzplatten, oder solche aus Giegarrenkisten-Holz eignen sich gleich gut zur Herstellung nach folgenden Maßen: die Rückwand hat 24 1/2 cm Höhe zu 29 cm Breite, dieselbe Breite mißt die 14 cm hohe Vorderwand, die Charniere mit dem 10 1/2 cm tiefen Boden verbinden; ebenso besetzt man den mit 9 cm langen Blechbeschlägen verzierten Fußboden von 10 cm Höhe auf dem, den Seitenwänden aufgelegten, 6 cm breiten Deckel. Die Nahe der Seitenwände ergeben sich von selbst: von 6 cm verbreitern sie sich bis auf 10 cm. Die Innen-Einrichtung mit trennenden Wänden wird durch das Format des Papiers bestimmt. Meinem Briefkasten gab ich zunächst mit grüner Aquarell-Farbe einen schönen, wirkungsvollen Grund für die bunten Wiesenblumen-Sträuße, die mit Email- und Aquarell-Farbe darauf gemalt wurden; rothe Wandstreifen begrenzen die einzelnen Felder. Damit mir aber niemand nachsagen kann, ich wolle mich mit fremden Federn schmücken, gestehe ich ehrlich, das ich die naturgroßen Vorlagen für die Blumen der Abbildung über „Wismuth-Malerei“ Vierung 6 in „Häusliche Kunst“ entnahm, — der Ruhm selbständiger Verwertung genügt meinem Ehrgeiz durchaus. Eine, die gern bastelt.

Laternen mit Klein-Eisenarbeit für Treppen, Corridore etc. — In Landhäusern, wo viele Gänge und Corridore die verschiedensten Beleuchtungs-Gegenstände erfordern, wo man aber nicht, wie in der Stadt, gleich alles käuflich findet, heißt es oft: „hilf Dir selbst“, und das Resultat einer solchen Selbsthülfe ist die dargestellte Lampe. An einer einfachen Stall-Laterne von 19 cm Höhe zu 11 cm Breite wurde zunächst das Glas innen mit Wagenscheiben-Papier beklebt, das in Roth und Grün wechselt. Außen legt sich über jede Seite, wie über die Thür, ein ungefähr 50 bis 54 cm langer, 1 cm breiter Blechstreifen, dessen Enden einzubiegen und aufzurollen sind; schmale Bunde befestigen ihn an dem Gitter der Laterne. Auf diesem Haltestab bringt man die bekannten kleinen Verzierungen in S- und C-Form an; außerdem erhalten die gewundenen Enden noch Spiralen aus Knapp 1/2 cm breiten Streifen, die sich schon beim Schneiden von selbst winden oder über einem Curisiriel gedreht werden. Ein langer eiserner Haken, wie man ihn für Kronleuchter oder Ampeln braucht, wird in die Wand eingelassen, wobei er gleichzeitig ein 12 cm langes, 2 cm breites Blechschild durchbohrt; dieses hat man oben und unten zu schlißen und mit zwei Löchern zum Befestigen an die Wand zu versehen. C- und S-Figuren, sowie kleine Spigen werden schließlich zu einem gefälligen Ornament zusammengestellt und durch Bunde mit dem Haken vereinigt. Das Ganze ist mit schwarzem Eifentack ein- bis zweimal zu überstreichen. E. F.

E. S., Erfeld. — 1. Das Bemalen der Photographien lehrten wir in „Häusliche Kunst“, Vief. 11 (einzeln käuflich zum Preise von 50 Pf.); außerdem werden wir eine längere Anleitung zur Chromo-Photographie demnächst in der Illust. Frauen-Zeitung bringen. — 2. Weiße, in heißem Wasser gelöste Gelatine wird

mit breitem Pinsel über den Stoff gestrichen; die Lösung muß völlig trocken sein, ehe man darauf malt, weil sie sonst durch die Berührung mit dem Pinsel wieder aufgerieben würde. E. F.



Laternen mit Klein-Eisenarbeit.

Marie B., Gotha. — Zur Verwertung der von Ihnen gefertigten Kerbschnitt-Arbeiten machen wir Sie auf die „Verlags-Anstalt Frauen-erwerb“, Dresden, Melancthonstraße 10 ptr., aufmerksam; dieselbe vermittelt den Verkauf. D. Red.

Wald-Mosait. — Kann mir jemand aus dem Leserkreise eine Firma angeben, die Vorlagen für Wald-Mosait führt?

Fürs Haus.

Möbel aufzupolieren. — In meinem Schrank für Mal-, Buch- und andere Utensilien befindet sich ein Fach, darin eine Reihe kaum angebrochener Flaschen mit Möbel-Polituren prangt. Ich habe sie nach einander ausprobiert und alle feinzend ad acta gestellt, denn getaucht haben sie sämmtlich nichts. Da hat mir nun neulich der Zufall eine Möbel-Politur ins Haus gespielt, — ich könnte sie eine Erfindung nennen, wenn sie nicht schon längst von anderen, freilich auch zu anderem Zweck, erfunden worden wäre. Ein halb angetrockneter Klebs von Email-Farbe auf einer polirten Tischplatte war die Ursache zu der großen Erfindung. Der Versuch nämlich, den Klebs mit rectificirtem Terpentin-Öel zu entfernen, gelang nicht nur glänzend, sondern das Mittel ließ zugleich auch alle, oft vergeblich attackirten Tinten- und andere Flecke verschwinden, und ein leichtes Nachreiben mit einem wollenen Flanell-Lappen brachte auf der nun ganz tadellos sauberen Platte einen Hochglanz hervor, der seitdem nicht mehr verschwunden ist. Weitere Versuche führten zu den „glänzendsten“ Resultaten, und die Erfahrung läßt sich dahin zusammenfassen: 1) Man bediene sich nur des feinsten rectificirten Terpentin-Öels; 2) man führe den Reinigungs-Prozess mit einem stets recht feucht gehaltenen Leinenlappen aus; 3) man reibe mit wollenem Flanell nach.

Die Reinigungs-Fähigkeit des Terpentin-Öels ist allein schon den Versuch werth; — es ist geradezu erstaunlich, wie alte, lang eingetrocknete, keinem anderen Mittel weidende Flecke unter dem Öel verschwinden. Freilich ist auch ein Uebelstand dabei, — der Geruch, — indes, offene Fenster und dann 1/2 stündliches Räuchern mit der unentbehrlichen Jägerlampe (Platinlampe) vertreiben ihn sehr schnell, und wohlgefällig weilt das Auge der Hausfrau auf der blanken Politur. Das einfache Mittel ist thatsächlich unfehlbar, wenn — überhaupt noch Politur auf den Möbeln ist. Freilich, wo diese abgenutzt, weggerieben oder gefressen ist, da hilft kein Terpentin-Öel mehr, da hilft nur noch der Tischler! A. G.

Das lästige Ausschwitzen neuer Nußbaum-Möbel vertreibt kräftiges Abreiben mit einem in Petroleum getauchten Wolllappen. Um den Geruch zu entfernen, wäscht man sogleich mit klarem Wasser nach, am besten mit feuchtem Leintuch, worauf eine nachdrückliche Bearbeitung mittelst Leberlappens folgen muß, um den Glanz zurückzugeben. Die Politur leidet nicht durch diese erprobte Behandlung. E. Sch.



Theebeker aus gebranntem Porzellan. Theeglas mit Nickel-Deckel und Griff.

Ein zierliches Bronze-Gestell umschließt den hübschen weißen Porzellan-Becher, um den sich auf lachsrothem Grunde, unter schmalen Goldrandchen, eine farbig gemalte Blumentranke schlingt. Die vorräthige Fabrik-Ware dient kunstgeübten Händen als Anregung zu eigenem Schaffen.

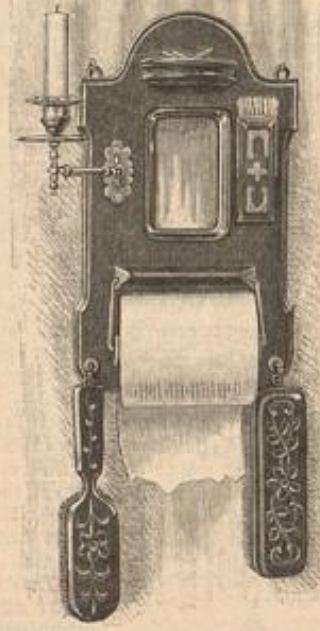
Theeglas mit Nickel-Deckel. — Als Thee- oder Grog-Glas verwendbar erweist sich dies praktische Tafelgeräth. Unterlag und Rand aus Nickel werden hier nur durch den kräftigen gedrehten Henkel aus gleichem Metall verbunden. Der Nickel-Deckel läßt leicht über den Glasrand. B. B.

Neue Geräte für die Küche. — Unter den vielen patentirten Erfindungen, über die das Patent- und technische Bureau von Lübeck in Görlitz berichtet, befinden sich auch einige von Wichtigkeit für die Hausfrau. Einen praktischen Kochtopf hat G. Lindley hergestellt. Der obere Rand desselben ist zackenförmig ausgearbeitet, wodurch erreicht wird, daß der Dampf auch bei dem mit einem Dedel geschlossenen Gefäß frei abziehen kann, und daß ein Ueberkochen ausgeschlossen ist; ebenso läßt sich das Wasser von Kartoffeln bequem abgießen. — Die stets zunehmende Verwendung der Conserven macht in jedem Haushalt einen Büchsenöffner erwünscht. Während aber derartige Instrumente bisher oft unbequem und schwierig zu handhaben waren, zeichnet sich ein neuer, von Amerika aus eingeführter Apparat durch seine zweckmäßige Einrichtung und leichte Verwendbarkeit aus. Er besteht aus einer mit Spitzen versehenen Platte, auf der ein Knopf befestigt ist, aus einer in der Mitte der Platte drehbar angebrachten Gabel und einer Schneidvorrichtung mit Handgriff. Sobald man die Platte mit den Spitzen in den Dedel der Büchse treibt, das Messer in die Seitenwandung derselben stößt und kreisförmig um die Büchse herum führt, wird ein schmaler Streifen Blech sauber abgeschnitten und die Büchse geöffnet.

Kochunterfaj. — Ein unverbrennbarer Kochunterfaj aus Aluminium-Asbest, der das Kochen regulirt, das Ueberkochen und Anbrennen der Speisen, sowie das Durchbrennen und Rußigwerden der Töpfe vermeidet, darf umso mehr als unentbehrlich für jede Hausfrau bezeichnet werden, da sich die saubere, helle Asbestplatte mit Aluminium-Umrandung auch auf dem Speisetisch als Unterfaj für heiße Schüsseln zum Schutz gegen Brennstelle in der Politur bewährt.

Herdpuger. — Das Sauerhalten der Kochmaschinen gehört nicht gerade zu den Lieblings-Beschäftigungen unserer dienstbaren Geister; sie erleichtern sich die mühevollen Arbeit des Plankenschnens der Eisenplatten gern durch einfaches Schwärzen derselben, unbekümmert, ob die schwarzen Ränder der Schüsseln später auf die sauberen Tablet-Decken oder das schneeige Keinen der Tischtücher übertragen werden. Ein neu konstruierter Herdpuger, der nun auch hiergegen Abhilfe schaffen soll, gleicht einem Köcher, wie wir ihn auf unseren Schreibstischen benutzen, und weicht in der Form von diesem nur durch seinen handlicheren Griff und seine unten ganz ebene Fläche ab, die hier eine leicht auszuwechselnde scharfe Schmirgelplatte trägt. Bei der Benutzung wird die mit wenig Tropfen Öl beneigte Herdplatte kräftig mit dem Apparat bearbeitet und erstrahlt danach im schönsten blühenden Eisenglanze.

Garnitur für Toiletten-Kämme. — Durch eine Hausfrau, deren Ordnungsliebe sich nicht nur auf die Empfangs-Salons allein beschränkt, und die daher schon oft zu einem Beispiel für uns jung verheiratete Frauen geworden ist, wurde ich kürzlich auf eine Toiletten-Einrichtung aufmerksam gemacht. In ihrer praktischen Anordnung gefiel mir dieselbe so überaus, daß ich sie auch gleich in meiner kleinen Häuslichkeit einführte. Auf einem etwa 35 cm langen, nußbaum-polirten Brettchen vereinigen sich in gefälliger Weise Leuchter, Spiegel, Bürsten u., kurz all die für Toiletten-Kämme erwünschten Gebrauchs-Gegenstände. Der Preis, — 11 M. für die Garnitur in Nußbaumholz, 9,80 M. für solche in Eiche, — schien mir anfangs recht hoch für solch kleinen hauswirthschaftlichen Gegenstand, bedenkt man aber seine Vielseitigkeit, so ist's doch mit der Ausgabe nicht so schlimm. Natürlich reizten mich die glatten Flächen der Bürsten, und der Brennholz wurde schleunigst in Thätigkeit gesetzt.



Garnitur für Toiletten-Kämme.

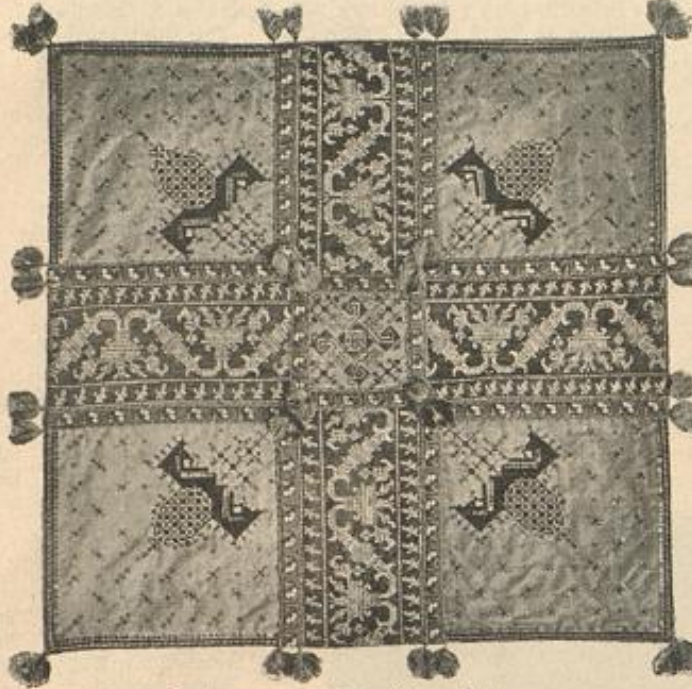
Blättern werden ca. 50 bis 70 cm hoch und tragen schon im ersten Jahr eine Menge der schönsten zimberrothen Blüthenkapseln. Die hochrothe Kirsche, welche im Innern der Kapseln sitzt, ist giftig; deffenungeachtet färben sich die Japanerinnen die Lippen mit deren Saft. — In Deutschland kommt eine kleine Art der Physalis als rankende Pflanze mit kleineren und weniger schön gefärbten Kapseln vor.

Nun giebt es aber auch eine Physalis aedulis, eine einjährige, essbare Art; ich cultivire diese schon seit einigen Jahren, fand sie aber kürzlich als Neuheit in einer der feinsten Delicateshandlungen Berlins. Die gut gereifte Frucht, d. h. die Kirsche im Innern schmeckt sehr fein und aromatisch, etwas säuerlich, ähnelt am meisten den Stachelbeeren und kann auch roh, sowie in Zucker eingelegt, genossen werden; die Form der Früchte gleicht den japanischen Judenkirschen, die Farbe jedoch ist tiefgelb; ist die Frucht reif, so wird die sie umschließende Kapsel grau und dürr. Der Same muß zuerst ins Frühbeet gesät, die Pflanzen pilirt und dann in guten Gartenboden gesetzt werden. Die Büsche

breiten sich ziemlich aus, werden ungefähr 1 m hoch und sind reich an Früchten. Lunaria rediviva, die Atlaspflanze, oder wie die Franzosen sagen: „la monnaie du Pape“, ist eine perennirende Pflanze und als wirklich hübscher Beitrag zu Winter-Bouquets wohl überall bekannt.

Die einjährige Pflanze Martinia, — Gemahorn, — giebt es in verschiedenen Arten. Es ist ein sich breit ausdehnendes Gewächs mit wolligen Stengeln und Blättern, großen Löwenmaulartigen rothen oder gelben Blumen; die sich bildenden Samenkapseln haben die Form eines Horns und werden in ganz kleinem Zustande zu Mixod Pickles verwendet. Ausgereift sind die Hörner, namentlich die der gelben Sorte, oft bis zu 25 cm lang; die reifen Samen, hart getrocknet und von der äußeren grünen Haut befreit, spalten sich von selbst von der Spitze aus.

Zweier durch ihren Samen sehr eigenthümlichen Pflänzchen möchte ich noch erwähnen, da beide wenig bekannt sind und zu Wald-, resp. Garten-Mosaik Verwendung finden können: Der Dornenkele, einjährig, ein kleines Schlinggewächs, dessen Samen zuerst ins Frühbeet oder in Blumentöpfe gelegt wird. Erst wenn kein Frost mehr zu befürchten, werden die Pflänzchen ins freie Land gesetzt, wo sich bald Ranken mit grünen Kleeblättern bilden, deren Mitte eine rothbraune herzförmige Zeichnung zeigt.



Decke aus marokkanischen Vorten.

Die Blüthen sind unscheinbar, gelb, aber der Samen ist desto interessanter; derselbe bildet sich zu einer, aus einer spiralförmigen gewundenen Kugel zusammen, die, auseinander gezogen, eine wunderfeine Dornenkrone darstellt, in deren Windungen sich die Samenförner befinden. Am Gitter oder an kleinen Felspartien emporgezogen, sieht die Pflanze sehr hübsch aus.

Die Chenille-Pflanze, einjährig, ist ein am Boden rankendes, auch durch seinen Samen sehr eigenthümliches Gewächs. Es giebt zwei Sorten, die große und die kleine „grüne Raupe“, deren Behandlung sehr einfach ist. Sie wird im April oder Mai in guten Boden gesät, bekommt seine lanzettförmigen Blätter und gelbe Blümchen. Der Samen bei beiden Arten sieht einer geringelten grünen Raupe täuschend ähnlich.

Die Samen der übrigen Pflanzen werden im März ins Frühbeet gesät, als kleine Pflänzlinge später (etwa April) sorgfältig herausgezogen und gleich in mit guter Blumenerde vorbereitete kleine Blumentöpfe versetzt; dies nennt man piliren. Mit einem spitzen Hölzchen stößt man Löcher fast so tief, wie das Pflänzchen lang ist, in die Erde und drückt dasselbe in die Löcher ein; — man kann ziemlich viel Pflanzen einer Sorte in einen Topf setzen, doch müssen dieselben jetzt noch unter Glas stehen und werden erst, wenn gar kein Frost mehr zu befürchten ist, auf gute Compost-Beete gesetzt, die sonnig liegen. Eine Ausnahme macht hier von die Physalis (Judenkirsche), die auch mit geringeren Boden fürlieb nimmt, d. h. auf einem Platz, wo sie sich ausbreiten kann, weil sie sich sehr vermehrt.

Frau G., Schloß Th.

Frau A. M.-P., Kottweil a. R. — Ihrem Gummibaum, der bis zur Decke gewachsen ist, schneiden Sie im März unbarmherzig den Kopf ab; es bilden sich dann Nebenzweige, und die jetzt nur aus einem Trieb bestehende Pflanze wird schon im Laufe des Sommers zum stattlichen Kronenbaum. Sie dürfen ein gut meterlanges Stück des Triebes abschneiden; ein tüchtiger Gärtner kann Ihnen aus demselben viele junge Pflanzen heranziehen. M. G.

Allgemeines.

Das Waschen von Seiden-Stickerien auf Leinwand. — Dit hatte ich Gelegenheit, schön mit Seide auf Leinen gestickte Tischläufer, Buffet-Decken u. nach der ersten Wäsche zu sehen, und mußte dabei mit Bedauern der fleißigen Hände gedenken, die diese mühsamen Arbeiten angefertigt hatten, — diese waren durch das Waschen gänzlich verderben, die Farben der Seide ausgezogen und in das Leinen getreten. Immer hörte ich dann dieselbe Klage, daß die als waschecht gekaufte Seide beim Waschen doch die Farbe verändere. Ich selbst beschäftige mich aus Liebhaberei seit Jahren mit Seiden-Stickerie auf Leinen, und jedes Arbeitsstück wird nach der Fertigstellung sofort gewaschen, aber noch nie ist es mir, weder bei dem erstmaligen noch bei wiederholtem Waschen vorgekommen, daß die Seide ihre Farben verloren hätte. Das Verfahren, ist folgendes: In einem Waschgefäß wird weiche Kernseife mit heißem Wasser zu einer kräftigen Lauge geschlagen und durch Abkühlen oder Zusatz von kaltem Wasser auf lauwarme Temperatur gebracht. In diese Lauge sind die trockenen Stickerien zu tauchen und sofort auszuwaschen. Sollen mehrere gewaschen werden, so

darf man nicht alle zugleich in die Lauge legen, sondern jede wird einzeln eingetaucht und sofort gewaschen; auch ist keine Seife weiter zu benutzen, da diese, auf die Seide gebracht, die Farben leicht angreift. Sollte bei diesen Auswaschen der Gegenstand nicht völlig rein geworden sein, so ist er noch einmal in einer frischen kühlen Lauge zu waschen. Nach dem Waschen wird in kaltem Wasser ausgespült, bis die Lauge vollständig entfernt ist. Die Stickerie wird nun auf ein trockenes Tuch, Handtuch oder dergl. gelegt, das aber etwas größer als sie selbst sein muß, und dann derart fest in das Tuch eingerollt, daß das Tuch sich überall zwischen der aufgerollten Stickerie befindet. Man läßt dieselbe nun eine Stunde lang liegen, und nachdem dann das meiste Wasser von dem Tuche aus der Stickerie ausgenommen ist, wird dieselbe mit nicht zu heißem Eisen links halb trocken gebügelt; dann muß sie auf der rechten Seite unter starkem Druck fertig gebügelt werden, bis sie ganz trocken ist. Man veräume ja nicht das Fertigbügeln auf der rechten Seite vorzunehmen; nur hierdurch wird ein glatter, glanzvoller Faden erzielt, während links gebügelte Seiden-Stickerien mattes Aussehen und fast immer unansehnlich aussehende, wellige Stückerien zeigen.

Maria.

Glasplatte zum Schutz des Toiletten-Tisches. — Da man uns Leserinnen der Modewelt kaum gönnt, um Erfahrungen oder eigene Erfindungen mitzutheilen, so möchte ich wohl einer Neuheit für den Toiletten-Tisch erwähnen, die sich als sehr praktisch erweist. Nach der Anleitung in dieser Zeitung (Nr. 3 vom 1. Novbr. 1894) hatte ich mir einen reizenden Toiletten-Tisch hergestellt, mit hellem, rosen-gemustertem Vannawoll-Grapon so schön bezogen, mit Spitzen und Schleifen so hübsch geschmückt, daß es mir eigentlich leid that, alle meine Toiletten-Sachen, Kämme, Bürsten, Kadein u., auf die empfindliche stoffbezogene Platte zu legen. Auf Anrathen einer Freundin ließ ich mir deshalb vom Glaser eine Glasplatte, 1/2 cm dick, schneiden, die genau auf den Tisch paßt. Der Stoffbezug wird nun natürlich geschont, und das Blumenmuster kommt doch hübsch zur Geltung durch das Glas. Dosen, Parfümflaschen, Schmuckkästchen, die ihren Platz auf der Glasplatte vor dem Stehspiegel finden, sind, um das unangenehme Geräusch beim Hinfallen zu vermeiden, mit kleinen gehäkelten Deckchen unterlegt. Noch eine andere allerliebste Deckchen-Garnitur fertigte ich aus beständigem Congref-Stoff mit Durchbrucharbeit ringsum.

Elisabeth E.

Decke mit marokkanischen Vorten. — Ich habe das Glück, kunstfertige Freunde zu besitzen, die meine Vorliebe für schöne Handarbeiten kennend, mir aus aller Herren Länder die Erzeugnisse geschickter Frauenhände mitbringen. So besaß ich seit längerer Zeit einige Stücke der prächtigen marokkanischen Flechtstich-Stickerie, deren rothe Seide durch das Alter einen wunderbar warmen Ton angenommen hatte. Ein Material, das sich prächtig zur Zusammenstellung mit der Stickerie eignet, fand ich in feegrünem Seidenfaumet. Ich schnitt davon vier, je 25 cm große Quadrate und bestickte jedes derselben mit Kämmchen-Figuren über Camerads mit rother Seide in Kreuzstich; winzige Goldglittern, in Plein und Kämmchen verstreut, erhöhen die malerische Wirkung. Mit Hilfe von gewebten indischen Vorten, die als einzige Reste von einem kostbaren Empire-Shawl meiner Großmutter übrig geblieben waren, verband ich nun Carreaux und Vorten zu der kleinen Decke. Die Mitte füllt ein 10 cm großes, gleichfalls besticktes Sammet-Carreau, und um meine Freude an dem Gelingen vollständig zu machen, entdeckte ich unter alten Schätzen eine merkwürdige Vortenfranze, die in Büscheln von bunter Seide gewebt ist. Diese Büscheln zerschchnitt ich zu Quasten, und so bilden sie einen wirkungsvollen Abschluß der Decke. Vielleicht dient diese Anregung mancher Leserin zur Verwerthung oft unscheinbaren Materials!

G. V.

Decorations-Fächer aus Papageien-Federn. — Wenn meine geliebte „Vora“ während der jährlichen Wauwau ihr prächtiges Federkleid wechselt, sammle ich jedesmal genug Material, um einen nach indischer Art gefertigten Fächer als eigenartige und stets mit großer Freude begrüßte Handarbeit versehenen zu können. Die Fächerform wird aus doppelter Steif-Gaze 24 cm breit und 18 cm hoch geschnitten. Zwischen dieselbe, ungefähr bis zur Hälfte, schiebt man ein Stück fester Pappe und näht es mit der Gaze zusammen. Als Griff dient ein Rohrstäbchen, das oberhalb gespalten wird, um den Fächer hineinschieben zu können; befestigt wird er mit 2 kleinen Kägelchen. Die Federn ordnet man ganz nach Geschmack. Die großen kommen natürlich nach oben und werden an den Rielen so angenäht, daß ihre Fahnen etwa handbreit über die Form hinausragen; die kleinen befestigt man mittelst Gummi. Hübsch ist es, wenn die Farben der Federn zu beiden Seiten harmoniren. Nachdem dann die Rückseite des fertigen Fächers mit grünem Seidenpapier sauber überzogen worden, erhält der Stiel noch ein geschmackvolles Band-Arrangement als Verzierung. Gertrud F.

Tausendköpfigen, Thorn. — Schwarzen Chantilly-Spinnenstoff giebt man das tiefe Schwarz und die Appretur wieder durch leichtes Ausbrüden in lauem Gallseifen-Wasser; danach spült und stärkt man ihn in schwachem Gummiwasser, klopft ihn zwischen Tüchern halb trocken und spannt ihn sorgfältig auf.

Frau Gerlachorath R. in M. — Wir bitten um Ihre Adresse. D. Red.

Porzellanen: Tischebecher aus gemalttem Porzellan: Krost u. Wolf, S. Alexandrinerstr. 93. — Theeglas mit Nidel-Deckel und Griff: G. Meyer in Augsburg, Carolinenstr. D. 42. — Kochunterfaj, Garnitur für Toiletten-Kämme, 3 Kämme Seide, Berlin C. Stralauerstr. 28/29. — Herdpuger (Preis 1 M. 50 Pf.) und dazu passende Schmirgelplatten (Preis 30 Pf. pr. Duzend): Emil Reußhdt, W. Leipzigerstr. 101/102.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Vortreite“ übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Sanktfr. 111.